

# Die gute Tat

Ansprache von Walter Schmid\* anlässlich der NLZ – Weihnachtsaktion, 10. November 2008

---

## I.

Ich möchte die Neue Luzerner Zeitung zur Weihnachtsaktion beglückwünschen. Dies, weil ich die Idee gut finde, aber auch, weil die NLZ mit der dreizehnten Durchführung dieser Aktion langen Atem beweist. Nicht als publizistisches Strohfeuer, sondern als Ausdruck eines längerfristigen Engagements ist die Weihnachtsaktion also zu sehen.

Ich freue mich, dass ich eingeladen wurde, heute kurz zu Ihnen zu sprechen. Ich freue mich als Rektor der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit, weil ich mich inzwischen mit der Region verbunden fühle. Unsere Hochschule bildet Leute aus, die sich beruflich der Auseinandersetzung mit Armut und Armutsbetroffenen verschrieben haben. Sie erhalten bei uns das nötige Rüstzeug, um in dieser anspruchsvollen Aufgabe bestehen zu können. Dieses Rüstzeug können sie gut gebrauchen. Dass es sich nämlich bei der Hilfe an Bedürftige um eine anspruchsvolle Aufgabe handelt, die mehr erfordert also nur den gesunden Menschenverstand, wissen viele unter Ihnen aus der täglichen Praxis, wissen auch der ehrenamtliche Stiftungsrat und der Beirat der Aktion, die sich bei ihren Entscheiden über die Vergabungen auch auf das Fachwissen der Sozialtätigen vor Ort abstützen.

Ich freue mich auch in meiner Eigenschaft als Präsident der Schweizerischen Konferenz für Sozialhilfe SKOS, die sich unter anderem ebenfalls der Bekämpfung von Armut widmet. Nicht mit Einzelfallhilfe wie die Weihnachtsaktion, doch mit ihrer Verbandsarbeit. Ich will aber heute für einmal nicht über die Armut sprechen. Das hat letztes Jahr mein Vorredner, Jürg Krummenacher, von der Caritas Schweiz getan. Ich möchte vielmehr von uns sprechen, von den Menschen, die mit der Weihnachtsaktion etwas Gutes tun möchten. Die Weihnachtsaktion entspricht ja nicht nur einer Notwendigkeit, sondern ganz offensichtlich auch einem Bedürfnis, das von vielen Leserinnen und Lesern geteilt wird, dem Bedürfnis, bewusst zu helfen. Weniger Begünstigten unter die Arme zu greifen, ihnen etwas zukommen zu lassen, nicht, weil wir müssen, sondern weil wir wollen. Die Weihnachtsaktion spricht uns an, weil wir etwas Gutes tun wollen. Weil wir gute Menschen sein wollen. Ja, man wagt es im Zeitalter des rationalen Verhaltens kaum mehr zu bekennen, dass wir ein Bedürfnis haben, wenigstens gelegentlich gute Menschen zu sein. Umso mehr erstaunt es eigentlich, dass gute Menschen öffentlich kaum Anerkennung finden. Prominenz, Status, Berühmtheit, Reichtum sind die Massstäbe, die wir an Menschen anlegen. Aber gute Werke?

Ja, wir stellen sogar fest, dass der gute Mensch mitunter gar nicht hoch im Kurs steht. Das Unwort des Gutmenschen ist im Umlauf. Wie kommt es eigentlich, dass Menschen, die Gutes tun wollen, weshalb gute Menschen in der heutigen Zeit leicht mit dem Unwort Gutmensch versehen werden? Damit sind Leute gemeint, die sich für das Soziale engagieren. Bürgerinnen und Bürger, Berufstätige und Milizpersonen, welche der sozialen Gerechtigkeit, der Solidarität und der Empathie zum Nächsten eine Bedeutung beimessen. Was ist daran falsch? Und seit wann? Weshalb wird ihnen so leichtfertig Naivität oder gar verbrämter Eigennutz unterstellt? Woran liegt das? War es nicht einmal anders? Hatte das Soziale nicht einmal einen hohen Stellenwert? Der Sozialstaat wurde ausgebaut und gefördert. Gute Menschen wurden geschätzt. Ihnen nachzueifern war ein Ziel der Erziehung. Was ist dann geschehen? Was hat sich seither verändert? Und wann?

## II.

Wahrscheinlich hat dies mit einem Wandel unseres Verhältnisses zum Sozialen zu tun, wie wir ihn in den letzten zwanzig Jahren feststellen konnten. Lange Zeit war der Ausbau des Sozialstaates das unbestrittene Postulat, das weite politische Kreise teilte. Noch vor dreissig Jahren schien die Sachlage klar: Der weitere Ausbau des Sozialstaates war Programm; in Frage gestellt war nur das Tempo. Eine gerechtere, eine bessere Welt schaffen zu wollen, stand nicht zur Diskussion. Die Welt verbessern zu wollen, war der Anspruch aller, noch bevor auch der „Weltverbesserer“ zum Schimpfwort geworden war.

Doch dann änderten sich die Dinge fast unmerklich. Das Soziale verlor in der Folge seine Vordenker und Vorreiter. Mit dem Zusammenbruch des Kommunismus vor knapp zwanzig Jahren zeigte sich mit aller Deutlichkeit für die ganze Welt die Überlegenheit der westlichen wirtschaftlichen Ordnung und ihrer Gesetze. Das ‚Soziale‘ geriet in den Hintergrund und immer häufiger wurde, wenn von Marktwirtschaft die Rede war, das Adjektiv „sozial“ weggelassen. Die soziale Marktwirtschaft war in der Nachkriegszeit die Antwort des Westens auf die kommunistischen Diktaturen. Nach deren Zusammenbruch schien sich die Marktwirtschaft, auch die unsoziale, sich selber zu genügen. Nicht, dass der Sozialstaat deswegen verschwunden wäre – in keiner Weise, im Gegenteil: er wurde immer stärker beansprucht und teurer – aber das Interesse der Gesellschaft an seiner Entwicklung und seiner Funktion schwächte sich ab. Dieses wandte sich dem eine atemberaubende Dynamik entfaltenden Markt und dem wirtschaftlichen Wachstum zu. Die Identifikation mit dem Sozialstaat nahm ab. Seine Legitimationsbasis wurde schmaler. Und wer sich für ihn einsetzte, wer sich für das Soziale einsetzte, war von gestern oder eben etwas naiv. Eigennutz wurde zum gestaltenden Prinzip, das letztlich – wenn ihn alle für sich verfolgen, so war die Meinung – der gesamten Gesellschaft dienen würde.

Damit hatte das ‚Soziale‘ an Gestaltungskraft verloren. Zunehmend wurde das ökonomische zum vorherrschenden Prinzip. Es durchdringt inzwischen auch Bereiche unseres gesellschaftlichen Lebens und des Zusammenlebens, die bislang nicht ausschliesslich den ökonomischen Gesetzmässigkeiten unterworfen waren. Einrichtungen des Sozial- oder auch Gesundheitswesens zum Beispiel verstanden sich vormals als Werke einer Gemeinschaft, welche sich um Kranke, Schwache und Alte kümmert. Inzwischen stellen sich die gewissen Verfechter der liberalisierten Märkte und des Wettbewerbs bereits die Frage, ob die öffentliche Hand überhaupt noch Spitäler, Alters- und Behindertenheime oder Sozialdienste führen darf oder ob diese ausschliesslich den Privaten und dem Wettbewerb zu überlassen seien, in Analogie etwa zu den Fluggesellschaften, die auch nicht mehr staatlich unterstützt werden dürfen.

Das ökonomische Denken ist aber darüber hinaus tief in die Institutionen selbst eingedrungen. Etwa dort, wo soziales Handeln in monetären Einheiten erfasst wird, wo die Begrüssung der Heimbewohner/innen am Morgen oder die Frage nach der Befindlichkeit des Patienten sich in nach KVG verrechenbaren Taxipunkten niederschlägt. Niemand kann sich dieser Dynamik zur Ökonomisierung des Sozialen entgegenstellen und doch spüren wir, dass diese Dominanz des Ökonomischen das Soziale in Gefahr bringen kann. Wir spüren, dass das Soziale in den letzten Jahrzehnten zu kurz gekommen ist. Ich meine damit nicht den Aufwand, den sich der Staat für das Sozialwesen leistet, nicht die privaten Spenden, die ja in der Schweiz sehr grosszügig fliessen. Ich meine das Bekenntnis zur sozialen Gerechtigkeit als einem zentralen Bestandteil des gesellschaftlichen Lebens, die Auseinandersetzung mit der Frage der Verteilung von Gütern und Chancen.

### III.

Für mich eher unerwartet sind in den letzten Wochen Dämme gebrochen: Die Finanzkrise hat der Ausschliesslichkeit und Überheblichkeit des Markt Denkens Schranken gesetzt. Die Tatsache, dass es letztlich keine Ökonomie geben kann, die die Soziale Ordnung missachtet oder verachtet, wird spätestens jetzt sichtbar, wo die Gesellschaften als Ganzes als letzte Auffanggesellschaften der Ökonomie erhalten müssen. Die Erkenntnis, dass der Markt zwar Vieles, aber nicht alles richten kann, breitet sich aus. Das gilt auch für den Stellenwert des Sozialen: Marktwirtschaftliche Prinzipien haben zwar auch im Sozialwesen ihren Platz, aber sie können nicht das beherrschende Prinzip sein. Es braucht Solidarität und Regeln.

Und das zweite ist der Ausgang der amerikanischen Präsidentschaftswahlen, der eng mit der Finanzkrise zusammenhängt. Plötzlich wird es mehrheitsfähig, wiederum Themen anzusprechen, die nicht reflexartig mit Eigenverantwortung, Markt und Wettbewerb beantwortet werden. Themen, die nach einer differenzierteren Antwort verlangen. Offenbar sind es die Menschen müde, die bekannten Gebetsmühlen zu drehen. Sie suchen nach neuen Antworten. Und obwohl nur die Amerikanerinnen und Amerikaner wählen konnten, sprechen die Sympathien, die dem designierten Präsidenten entgegenfliegen, darauf hin, dass nicht nur in Amerika ein Umdenken im Gange ist. Zur Nachhaltigkeit dieses Umdenkens wage ich keine Prognose. Auch nicht zur Lernfähigkeit der Eliten aus der Finanzkrise. Und nur die Hoffnung auf einen verkündeten Wandel und das Vertrauen in seine Machbarkeit ersetzt auch kein Programm. Aber sie sind die Voraussetzungen für Veränderungen.

Veränderungen wohin? Ja, in die Aufwertung der Themen, die nun zu lange an den Rand gedrängt wurden. Wie die soziale Gerechtigkeit, das Engagement der Einzelnen und der Gemeinschaft für die eigene und gemeinsame Zukunft. Die Solidarität, die Verbindlichkeit des Zusammenlebens, das Reichtumsgefälle, die Armut und vieles mehr. Und die Suche nach neuen Antworten auf die alten Fragen. Dass die Schere im Kopf beseitigt wird, die in den letzten Jahren nur noch das digitale Denken (mehr oder weniger vom selben) zugelassen hat und Neues allein in den vom ökonomischen Denken geprägten Vorgaben zugelassen hat. Die es kaum mehr möglich gemacht haben, in Alternativen zu denken, die über die Leitplanken von Wettbewerb und Standortvorteile hinausführten.

Es war in den letzten Jahren chic geworden, den Sozialstaat anzugreifen. Es ging dabei nicht so sehr um einzelne Institutionen oder Leistungssysteme, die man durchaus kritisieren kann und deren Funktionsweisen nicht sakrosankt sind. Es ging vielmehr um das Grundgefühl, das vermittelt wurde: Der Sozialstaat als Ganzes sei überholt, unterstütze die Falschen und fördere nur Untugenden wie Müssiggang, Verschwendungssucht, Lug und Trug (wie man bereits früher sagte). Und mit der Herabwürdigung des Sozialen ging die Diskreditierung der Menschen einher, die sich für diese Dimension gesellschaftlichen Lebens einsetzten: der Gutmenschen eben. Häufig wurde der Begriff benutzt, um Menschen mit anderer Meinung persönlich zu diskreditieren. Sie wurden mit ihren Idealen und Haltungen abgewertet. Wer anderen vorwarf, ein Gutmensch zu sein, erhob den eigenen Anspruch, realitätsbezogen und auf der Sachebene zu argumentieren. Gutmenschen dagegen werden des Realitätsverlust und der Naivität bezichtigt. Werte wie Humanität, Solidarität, Nächstenliebe und soziale Gerechtigkeit werden als überholt ins Lächerliche gezogen, die sachliche Diskussion auf eine persönliche und emotionale Ebene verschoben. So liess sich trefflich den Sachfragen ausweichen, auch der Frage nach Sinn und Funktionsweise des Sozialen in der Gesellschaft.

#### IV.

Am Vorabend einer allseits erwarteten tiefen Rezession scheinen diese Fragen wieder mehr Gewicht zu bekommen. Jeder und jede von uns fragt sich, wer von uns und von unseren Nächsten als nächstes von Arbeitslosigkeit betroffen sein könnte, wessen Alterssicherung nicht mehr so sicher ist, wie sie noch vor kurzem schien. Es kann sehr wohl sein, dass diese Fragen nicht mehr in gegenseitigen Abwertungen angegangen werden, sondern in der ernsthaften, vereinten Suche nach guten nachhaltigen Antworten und Lösungen. Dass eine Rehabilitation der guten Menschen erfolgen wird und dass die Vokabel des Gutmenschen mit mehr Zurückhaltung eingesetzt wird. Denn wo wir Realitätsverlust feststellen und wer Verblendungen erlitten hat, lässt sich nach der Finanzkrise nicht mehr so klar festmachen. Wir müssen wohl alle, als Kollektiv, feststellen, dass wir geblendet waren. Wir alle, ob Anleger oder Mitglieder einer Pensionskasse sind von ihm betroffen, und machen die Erfahrung, dass ideologische Verblendung, wes Natur sie auch sei, am Ende ihre Kosten hat.

Die Weihnachtsaktion ist auch eine Antwort auf die ideologische Verblendungen. Sie erinnert uns ganz nüchtern an die Tatsache, dass Menschen gegenseitig auf Hilfe angewiesen sind. Dass die Gaben und Talente zumindest auf Erden unterschiedlich verteilt sind, dass es der Empathie mit weniger Privilegierten braucht, um eine lebenswerte Gesellschaft zu schaffen. Dass es nicht darum gehen kann, private Hilfe gegen öffentliche Hilfe auszuspielen, weil wir beides brauchen. Die Weihnachtsaktion ist ein Appell an alle, sich an der guten Tat zu beteiligen. Sie brauchen jetzt keine Angst zu haben, dass ich Sie, die Sie sich an der Aktion beteiligen und mit Ihrer Anwesenheit heute ihr Engagement unterstreichen, deswegen als Gutmenschen vereinnahmen will. Aber doch als Menschen, die sich zum Wert einer guten Tat bekennen. Das muss fürs Erste genügen.

*\* Prof. Dr. Walter Schmid, geboren 1953, ist Rektor der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit und Präsident der Schweizerischen Konferenz für Sozialhilfe (SKOS). Er war u.a. Zentralsekretär der Schweizerischen Flüchtlingshilfe, Chef des Amtes für Jugend- und Sozialhilfe der Stadt Zürich und im Auftrag des Bundesrates Projektleiter für die Verwendung der Goldreserven und die Solidaritätsstiftung.*